

Kellner, ein Bier (garçon, un bock)

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Kellner, ein Bier

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich an diesem Abend gerade in diese Kneipe ging. Es war kalt, ein feiner Regen sprühte, hüllte die Gaslaternen in Nebel und lag als nasser Glanz auf den Trottoirs, die die erleuchteten Schaufenster widerspiegelten. Alles sah glatt und sauber aus, bis auf die Schuhe der Vorübergehenden. Ich hatte kein bestimmtes Ziel, ich war einfach ausgegangen, um mir nach dem Essen noch etwas Bewegung zu machen. Ich kam an dem Crédit Lyonnais vorbei, durchschritt die Rue Vivienne und mehrere andere Straßen, als ich ein großes Bierlokal erblickte, das halb mit Menschen gefüllt war. Fast unwillkürlich trat ich ein, denn ich hatte keinen Durst.

Ich warf einen raschen Blick in der Runde umher und entdeckte einen freien Platz, an dem ich möglichst abseits und unbehindert sitzen konnte. Ein ziemlich alt aussehender Mann, der eine kurze, dunkel angerauchte Tonpfeife im Munde hielt, saß am selben Tisch. Sechs oder acht Bieruntersätze, die vor ihm aufgetürmt lagen, zeigten die Anzahl der Gläser an, die er schon getrunken hatte. Ich betrachtete meinen Nachbarn etwas genauer und sah gleich, dass er ein richtiger gewohnheitsmäßiger Biertrinker, ohne Zweifel ein Stammgast der Kneipe war, wie sie so jeden Morgen, sobald das Lokal geöffnet ist, kommen und erst bei Torschluss wieder gehen. Er sah vernachlässigt und unsauber aus, sein Kopf war oben fast kahl, nur vom Hinterkopf fielen ein paar spärliche fettige Strähnen graugesprenkelten Haars auf den Kragen seines schäbigen Gehrocks. Seine Kleider waren ihm viel zu weit und schienen ihm zu einer Zeit angemessen worden zu sein, als er bedeutend dicker war. Die Hose war so weit, dass ihr Besitzer gewiss keine zehn Schritte tun konnte, ohne sie wieder hochzuziehen. Von einer Weste war nichts zu sehen. Der bloße Gedanke an Wäsche und was sie bei diesem Mann einschloss, erregte mir Widerwillen. Seine Manschetten waren ausgefranst und am Rande so schwarz wie seine Nägel.

Als ich Platz genommen hatte, fragte der Mensch in ruhigstem Tone: „Nun, wie geht's?"

Ich wandte mich ihm erstaunt zu und betrachtete ihn genauer. Er fragte weiter: „Erkennst du mich nicht mehr?"

„Nein ...“

„Des Barrets.“

Mit Verwunderung sah ich in der Tat den Grafen Jean des Barrets, meinen alten Studienfreund, vor mir.

Ich reichte ihm die Hand, war jedoch zu verblüfft, um ein Wort hervorbringen zu können. Nach einer Pause stammelte ich: „Und du? Wie geht's dir?"

Er entgegnete mit großer Gemütsruhe: „Na, so lala.“

Er versank wieder in Schweigen. Ich wollte nicht abweisend erscheinen und stellte nach ein paar Sekunden die bei jedem derartigen Wiedersehen übliche Frage: „Und . . . was treibst du?"

Er antwortete resigniert: „Das siehst du ja.“

Ich fühlte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg, und meinte dringender: „Und was sonst noch?"

Er paffte ein paar dicke Wolken aus seiner Pfeife und entgegnete: „Sonst nichts.“

Dann warf er ein Geldstück auf den Tisch, dass es tanzte, und rief: „Kellner, zwei Bier!“

Hinten im Lokal wiederholte eine Stimme: „Zwei Bier für Nummer vier.“ Noch weiter hinten kreischte die Antwort: „Hier!“ Dann erschien in weißer Joppe und Schürze der Kellner, eine Tropfenspur vergossenen Bieres auf dem sandbestreuten Boden hinter sich lassend.

Des Barrets goss sein Glas auf einen Zug hinunter, sog den Schaum von seinem Schnurrbart und fragte dann: „Was gibt's denn Neues?"

Ich wusste keinerlei Neuigkeiten und stammelte: „Nichts. Dass ich Kaufmann bin, weißt du wohl?"

Er antwortete mit seiner ausdruckslosen Stimme: „So, du bist Kaufmann? Macht es dir Spaß?"

„Nicht viel, aber was soll man denn machen — irgendetwas muss der Mensch doch tun.“

„Warum denn?"

„Um seine Beschäftigung zu haben.“

„Und wozu hat man die denn nötig? Siehst du, ich tue nie etwas, nicht das Geringste. Ich kann verstehen, dass jemand arbeitet, der sonst nichts zu leben hat. Aber wenn man sich sein Brot nicht verdienen muss, wozu dann arbeiten? Plagst du dich für dich oder für andere? Wenn du es für dich tust, weil es dir nun mal Vergnügen macht, dann mag es noch angehen, wenn du es aber für andere tust, bist du recht dumm.“

Übrigens macht das viele Sprechen durstig", unterbrach er sich, legte seine Tonpfeife auf die Marmorplatte und rief: „Kellner, ein Bier! — Ich bin gar nicht mehr gewöhnt zu reden“, fuhr er dann fort. „Ich tue also, wie gesagt, nichts, lasse alles laufen, wie es läuft, und werde alt und grau mit der Zeit, und wenn ich eines Tages wegmuss, soll es mir nicht leid tun. Ich habe kein anderes Leben als das hier in der Kneipe, ich habe weder Frau noch Kinder, weder Freuden noch Sorgen, gar nichts! Und das ist gut so!“

Er trank das Bier, das man ihm gebracht hatte, wieder in einem Zuge aus, wischte mit der Zunge über die Lippen und zündete seine Pfeife wieder an.

Ich beobachtete ihn mit Verwunderung und sagte dann: „Du warst aber doch nicht immer so?“

„Doch, immer, seit der Schulzeit.“

„Aber, bester Freund, was ist das für ein Dasein? Das ist ja entsetzlich! Irgendetwas tust du gewiss doch auch. Hast etwas lieb, hast Freunde ...“

„Nein, nichts! Gegen Mittag stehe ich auf, gehe hierher, frühstücke, trinke Bier, bis es Abend wird, esse zu Abend, trinke Bier, bis ich um halb zwei morgens, wenn hier geschlossen wird, wieder nach Hause schlafen gehe. Von den letzten zehn Jahren habe ich sechs Jahre ausschließlich auf der Bank hier in diesem Winkel und den Rest in meinem Bett zu Hause verbracht. Manchmal plaudere ich ein wenig mit den Stammgästen.“

„Aber was hast du denn gemacht, als du anfangs vom Gymnasium nach Paris gekommen bist?“

„Ich habe Jus studiert — im Cafe de Medicis allerdings.“

„Und dann?“

„Dann bin ich eines schönen Morgens über die Brücke gegangen und habe mich hier in diesem Viertel einquartiert.“

„Warum hast du dir erst diese Mühe gemacht?“

„Na, man kann doch nicht sein ganzes Leben im Quartier Latin wohnen. Die Studenten machten auch immer Spektakel . . . Jetzt rühre ich mich aber nicht mehr weg. Kellner, ein Bier!“

Ich glaubte, er wolle sich über mich lustig machen, und bat ihn herzlicher: „Nun sei doch einmal ehrlich. Du hast irgendeinen großen Kummer gehabt, nicht wahr? Eine unglückliche Liebe, was? Erzähle mir doch, was für ein großes Unglück du gehabt hast. Wie alt bist du eigentlich?“

„Dreiunddreißig, ich sehe aber aus wie fünfundvierzig, nicht wahr?“

Ich blickte ihn genauer an. Sein ungepflegtes Gesicht war mit Runzeln bedeckt und ließ ihn fast greisenhaft erscheinen. Mitten auf dem Kopf sträubten sich ein paar vereinzelt lange Haare, die offenbar lange kein Waschwasser gesehen hatten. Seine buschigen Augenbrauen, sein starker Schnurrbart und sein dichter Vollbart erweckten in mir auch nur die Vorstellung von einem großen Becken Wasser, das von einem einmaligen Untertauchen dieses Wustes schwarz wurde.

Ich sagte dann: „Du siehst wirklich älter aus, als du bist. Du musst schweren Kummer gehabt haben!“

Doch er antwortete mir lebhaft: „Aber nein, ich versichere dir, ich habe keinen Kummer gehabt. Ich sehe nur so alt aus, weil ich nie an die frische Luft komme. Es gibt nichts, was einen so herunterbringt wie dieses ewige Wirtshaussitzen.“

Ich konnte ihm immer noch nicht glauben und fragte: „Du hast wohl eine Zeitlang sehr getollt, ich meine — viel geliebt. Umsonst hast du doch diese Lücken da oben nicht.“ Ich deutete auf seine Glatze.

Er schüttelte jedoch ruhig den Kopf, wobei kleine weiße Schuppen aus den traurigen Haarresten auf seinen Rockkragen fielen: „Nein, ich bin immer sehr mäßig gewesen.“ Dann sah er zu dem Kronleuchter auf, der uns warm auf den Kopf schien: „Das Gas ist schuld, dass ich kahl bin; es ist der schlimmste Haarfeind. Kellner, ein Bier! Hast du keinen Durst?“

„Nein, danke. Aber du interessierst mich wahrhaftig. Seit wann bist du denn so lebensunlustig? Das ist doch etwas ganz Ungewöhnliches, Unnatürliches! Dahinter muss sich irgendetwas verbergen, eine Erfahrung —“

„Nun ja — aber das ist lange her. Als ich noch ganz klein war, habe ich etwas erlebt, das mein Gemüt für alle Zeit verdüstert hat.“

„Was war es denn?“

„Wenn du es durchaus wissen willst, so höre zu. Du erinnerst dich doch gewiss noch an das Schloss, in dem ich meine Kindheit verlebte, du warst ja ein paarmal in den Ferien bei uns zu Besuch. Es war ein großes graues Gebäude inmitten eines riesigen Parkes, durch den sich nach allen vier Himmelsgegenden hin lange Eichenalleen zogen. Vielleicht kannst du dir sogar meinen Vater und meine Mutter noch vorstellen, die beide ein sehr ernstes und feierliches Wesen hatten.“

Die Mutter liebte und verehrte ich von ganzem Herzen, vor dem Vater hatte ich Angst, und großen Respekt vor allen beiden, da ich gewohnt war zu sehen, wie alle Welt ihnen mit Ehrfurcht begegnete. Sie waren eben der Graf und die Gräfin, und unsere Nachbarn, die Tannemares, die Ravelets, die Brennevides, unterhielten einen achtungsvollen, an Höflichkeiten reichen Verkehr mit ihnen.

Ich war zur Zeit der Katastrophe dreizehn Jahre alt, ein zufriedenes, lustiges, vor Lebensfreude übersprudelndes Kind.

Da spielte ich gegen Ende September, ein paar Tage, ehe der Unterricht am Gymnasium wieder beginnen sollte, in den Gebüsch des Parks und bemerkte, als ich eine der langen Alleen kreuzte, in der Ferne meine Eltern, die spazierengingen.

Ich erinnere mich aller Einzelheiten der Szene noch so genau, als wäre es gestern gewesen. Es war ein trüber, stürmischer Tag. Die lange Baumreihe krümmte sich unter den Peitschenhieben des Windes und schien wie unter Schmerzen zu stöhnen. Ein Ächzen, ein durchdringendes angstvolles Seufzen entrang sich den Zweigen, welche Blätter rissen sich los und flatterten wie Vögel im Wind, wirbelten im Sturme, fielen auf die Erde und

liefen wie schnellfüßige Tiere die Allee hinunter. Es dunkelte schon in den Büschen und das trauervolle Zwielflicht und der trostlose Aufruhr des Herbstabends regten meine arme Kinderseele derart auf, dass ich wie toll umherlief und dazu heulte, wie man mir erzählt hatte, dass Wölfe heulen. Sobald ich meine Eltern bemerkte, schlich ich, hinter Strauchwerk verborgen, auf sie zu, denn ich wollte tun, als wäre ich ein Landstreicher, und sie zum Scherz erschrecken. Da drang die Stimme meines Vaters überlaut an mein Ohr; ich blieb, von plötzlicher Angst erfasst, ein paar Schritte vor ihm stehen und hörte, wie er in fürchterlicher Wut die Mama anschrie: ‚Deine Mutter ist ein Schaf! Übrigens geht die ganze Sache nicht sie an, sondern dich! Ich sage dir, ich muss das Geld haben, und verlange, dass du die Unterschrift gibst.‘

Mama aber antwortete ruhig und fest: ‚Ich werde auf keinen Fall unterschreiben. Das Vermögen gehört Jean, und ich werde es ihm erhalten. Du sollst es nicht auch mit Dirnen und Nichtstuerinnen durchbringen wie dein eigenes Erbteil.‘

Da wandte sich der Vater vor Wut zitternd um, fasste Mama am Nacken und schlug ihr mit der anderen Hand aus allen Kräften grade ins Gesicht.

Ihr Hut fiel ihr vom Kopfe, ihre Haare lösten sich. Vergebens versuchte sie mit ihren Händen die Schläge abzuwehren. Wie ein Toller schlug der Vater immer weiter. Mama fiel zu Boden, warf sich herum und barg ihr Gesicht in den Armen. Er drehte sie auf den Rücken, riss ihre Hände vom Gesicht weg und schlug immer roher und wilder.

Lieber Freund, ich glaubte damals, die Welt müsste untergehen — alles in nichts zerfallen. Ich wurde von einem Entsetzen erfüllt, als sähe ich da etwas übernatürlich, grauenhaft Gespenstisches, als stehe ich vor einer schauerhaften, unausdenkbar grässlichen Katastrophe. Und von diesem Entsetzen hat sich mein Gemüt nie wieder erholt. Ich begann damals zu schreien, oder vielmehr, es schrie aus mir, ohne meinen Willen, ich war völlig außer mir. Als mein Vater mich hörte,

sprang er auf mich zu. Ich glaubte nicht anders, als dass er mich jetzt töten werde, und floh wie ein Tier in Todesangst geradeaus in den Wald hinein, immer weiter und weiter.

Ich lief wohl eine Stunde, vielleicht auch zwei, ich weiß es nicht mehr. Als es vollständig dunkel war, sank ich gänzlich erschöpft aufs Moos und blieb dort liegen, von wahnsinniger Angst und Erregung gefoltet, die mein Herz für immer zerstört hat. Ich fror. Ich hungerte. Und doch wagte ich, als der Tag kam, nicht aufzustehen. Ich hatte nicht den Mut, weiterzugehen, noch nach Hause zurückzukehren. Ich fürchtete, wohin ich mich auch wenden mochte, meinem Vater zu begegnen, und den wollte ich nie wiedersehen.

Ich wäre vielleicht vor Hunger und Kälte unter dem Baum umgekommen, hätte mich nicht der Waldhüter gefunden und mit Gewalt nach Hause zurückgebracht.

Ich fand meine Eltern mit unveränderten Mienen. Meine Mutter sagte nur: ‚Wieviel Angst du mir gemacht hast, du böser Junge. Ich habe die ganze Nacht kein Auge schließen können.‘ Ich konnte nicht antworten, weil mir die Tränen aus den Augen stürzten. Mein Vater sprach kein Wort.

Acht Tage später brachte man mich aufs Gymnasium zurück.

Lieber Freund, seit der Zeit war für mich alles zu Ende. Ich hatte die Rückseite der Dinge, ihre schlimme, gesehen und konnte niemals mehr ihre gute erkennen. Was wohl damals in mir vorging? Welch seltsame Krankheit jene furchtbare Aufregung in meiner Seele hinterließ? Ich habe mir nie genaue Rechenschaft darüber gegeben. Doch kannte ich kein Verlangen, keinen Ehrgeiz mehr, konnte niemanden und nichts mehr lieben, hatte weder Streben noch Hoffnung mehr. Immer wieder sah ich meine Mutter in der Allee am Boden, während mein Vater sie misshandelte. — Mama starb ein paar Jahre darauf. Der Vater lebte noch, doch habe ich ihn nie wiedergesehen. Kellner, ein Bier! . . .“

Man brachte ihm ein neues Glas, das er wieder auf einen Zug hinuntergoss. Als er aber seine Pfeife neu stopfen wollte, zitterte seine Hand so, dass sie ihm entfiel und zerbrach. Er machte ein trostloses Gesicht und sagte: „Ist das ärgerlich! Es dauert wenigstens einen Monat, bis eine neue angeraucht ist.“

Und dann rief er wieder durch die Rauchwolken des nun fast ganz gefüllten Lokals seinen ewigen Ruf:

„Kellner, ein Bier — und eine neue Pfeife!“